

# Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

## Besondere Kennzeichen.

Erzählung von Ludwig Habicht.  
(Fortsetzung.)

Bis hierher hatte sich der Lauf der Banknote leicht verfolgen lassen, weil sie bis dahin nur durch die Hände von Geschäftsleuten gewandert war, die jede Nummer eines solchen Papiers sorgfältig notiren; aber würde der Fleischer in Klagenfurt sich auch noch auf diese Banknote besinnen und angeben können, von wem er sie erhalten? Und wenn er es vermochte? War damit wirklich etwas erreicht? Der Vorbesitzer hatte sie gewiß wieder von einem Anderen und zuletzt verlor sich ihr Weg ganz im Dunkeln, denn es war kaum zu erwarten, daß auch alle Privatleute auf die Nummer der betreffenden Banknote geachtet, sie nach Monaten noch im Kopf haben, und jedesmal genau wissen sollten, wer sie ihnen damals in Zahlung gegeben hatte.

Trotzdem wenig Hoffnung vorhanden war, den Lauf des verhängnißvollen Papiers so weit zu verfolgen, bis es auf die Spur des Räubers führte, beschloß Hartenberg doch, sein Möglichstes zu versuchen.

Das Eintreffen der Banknote hatte in ihm zu lebhaft die Vorgänge jenes Abends in Erinnerung gebracht und was er sich damals gelobt alles einzusetzen, um den fecken Räuber zu ermitteln, wollte er halten. — Der feine Herr hatte sich gar so sicher gewähnt; er sollte erfahren, daß Banquier Hartenberg Scharfsinn und Energie genug besaß, um nun seinerseits den Jäger zu spielen, dem das Wild in's Netz laufen mußte. . . . Es war ohnehin mitten im Sommer und die Geschäfte drängten nicht all' zu sehr; er hatte deshalb Zeit, die weitere Verfolgung der Sache selbst in die Hand zu nehmen und schon mit dem Nachtzuge reiste er nach Klagenfurt ab.

Was der Banquier kaum zu hoffen gewagt hatte, erfüllte sich dennoch. — Der ehrliche Fleischer wußte sich noch ganz gut auf die Banknote zu besinnen und gab sogleich bereitwilligst Auskunft.

„Ja, die habe ich vor etwa sechs Wochen von einem Pferdehändler erhalten, der mir meinen braunen Wallach abgekauft. Es war ein prächtiges Thier und wir haben lange darum gehandelt. Er wollte mir durchaus nicht so viel geben, wie ich forderte und endlich warf er mir ärgerlich den 500-Guldenschein, den Sie da in der Hand haben, auf meine Fleischbank und davon hat er den großen Fettfleck, den Sie da oben sehen. Ich kenne den Pferdehändler ganz genau und deshalb konnte ich das Papier schon annehmen, aber hier im Orte

wurde ich die Banknote doch nicht los und so schickte ich sie endlich nach Wien. Sollte sie falsch sein, muß sie mir der Mann ersetzen und er kann es auch, er ist reich genug.“

Hartenberg beruhigte den bereits ängstlich gewordenen Fleischer über die Echtheit des Papiers und fragte nur nach dem Namen und Wohnort des Pferdehändlers.

Der Mann heißt Leopold Weber und ist aus Graz; aber Sie werden ihn schwerlich zu Hause treffen, denn er zieht fortwährend im Lande herum“, antwortete der Fleischer.

„Hm! das ist fatal!“ murmelte der Banquier.

„Liegt Ihnen wirklich so viel daran, den Mann zu sprechen?“ fragte der ehrliche Meister verwundert, „Wenn das Papier echt ist, dann glaubt' ich —“

„Es hat mit der Banknote eine eigene Bewandniß“, unterbrach ihn Hartenberg ungeduldig; „und ich möchte allerdings um jeden Preis wissen, von wem sie Herr Weber erhalten hat.“

Der Fleischer sann einen Augenblick nach. „Warten Sie, das wird doch möglich sein. Ja, ja, so geht's! Morgen ist Pferdemarkt in Marbach, da treffen Sie meinen alten Freund gewiß. Der Mann ist groß und mager und Sie dürfen sich auf dem Markt nur umsehen, wer die schönsten Pferde zum Verkauf hat, das ist der alte Weber.“

Die verhängnißvolle Banknote trieb ihn ja von Ort zu Ort. — Aber je mehr sich die Schwierigkeiten häuften, je mehr fühlte sich der Banquier aufgeregelt, sie zu überwinden. — Nun gewann die Sache einen immer höheren Reiz für ihn. Noch hatte er glücklicherweise den Faden nicht aus der Hand verloren und von neuen Hoffnungen erfüllt, dem räthselhaften Räuber auf die Spur zu kommen, brach er ohne großen Aufenthalt nach Marbach auf, das ohnehin auf seinem Rückwege lag.

Die Angaben des Fleischers bestätigten sich, denn der Pferdehändler Leopold Weber war auf dem Marburger Markt wirklich anwesend und leicht zu ermitteln. Der Alte war aber von Kauflustigen so umringt und von seinem Handel in Anspruch genommen, daß Hartenberg wohl einsah, er müsse eine gelegenerere Stunde abwarten, um den Mann für seine Angelegenheit geneigter zu finden.

Endlich hatte sich der Markt ziemlich geleert, die Käufer waren nur noch sehr spärlich vorhanden und auch der alte Weber stand müßig da und gab eben seinen Knechten den Befehl, den kleinen Rest unverkaufter Pferde fortzuführen, als der Banquier mit der Frage an ihn herantrat: „Nicht wahr, Sie sind Herr Leopold Weber?“

Der Alte blickte Hartenberg mit seinen klugen, scharfen Augen ganz verwundert an. Er war so überzeugt, daß ihn jeder Pferdliebhaber im weiten Umkreise von 20 Meilen unbedingt kennen müsse, daß er gar nicht begriff, wie Jemand auf dem Pferdemarkt erscheinen könne und erst fragen müsse, ob er der alte Weber sei?

„Natürlich bin ich's!“ sagte er etwas kurz und fast beleidigt, daß der Fremde darüber noch irgend einen Zweifel hegen könne.

Hartenberg wußte sogleich, wie er mit dem Alten daran war. Der Pferdehändler gehörte zu den Leuten, die nur durch eine tüchtige Portion Grobheit in den Ruf eines ehrlichen Mannes gekommen sind und nun im Geschäftsleben ängstlich Sorge tragen, daß wenigstens ihre Grobheit stets im hellsten Lichte erscheint. Wenn der Banquier direct an den Mann die nöthigen Fragen richtete, dann war vorauszu sehen, daß der Alte grob und störrisch gar keine Auskunft gab; nur ein Umweg konnte bei der nöthigen Vorsicht an das Ziel führen; deshalb begann Hartenberg rasch, — ohne sich von der Unfreundlichkeit des Alten einschüchtern zu lassen:

„Der Fleischer Bradzki aus Klagenfurt hat mir Sie empfohlen, er sagte mir, wenn ich ein schönes und fehlerfreies Thier haben wolle, dürfe ich bei Niemand anders kaufen, als bei dem alten Weber, der sei zwar grob wie Bohnenstroh, aber doch grundehrlich.“

Das finstere, wettergebräunte Gesicht des Pferdehändlers hellte sich ein wenig auf und seine kleinen, scharfen Augen funkelten verschmigt. „Na warte, dieser Malefizkerl, der Bradzki,“ rief er mit verstelltem Ingrimme, als fühle er sich doch durch ein solches Signalement beleidigt. „Ja ich glaub's schon, daß mich die Leute für grob ausschreien, weil ich red', wie mir der Schnabel gewachsen ist und kein Blatt vor den Mund nehme.“

Hartenberg achtete nicht weiter auf die Entschuldigung des Alten. Er musterte die wenigen Pferde, die dem Händler noch übrig geblieben waren und blieb dann bei einem braunen Wallach stehen, der durch Schönheit und Eleganz wirklich seine Aufmerksamkeit erregte. Vielleicht war es das Pferd des Klagenfurter Fleischers.

Der Kofkamm schmunzelte vor sich hin: „Nicht wahr, das ist ein Staatskerl! Ich mocht ihn gar nicht erst los schlagen, weil ich auch noch was Apartes mit fortnehmen will.“

„Was wäre wohl der Preis?“

„Im, der Wallach ist unter Brüdern 800 Gulden werth,“ sagte der Pferdehändler nach einigem Zögern, aber weil es das erste Geschäft ist, das wir mit einander machen, sollen Sie sehen, daß der alte Weber wirklich grundehrlich ist und daß sich's bei ihm am besten kauft. Sie sollen ihn für 700 Gulden haben.“

„Wir wollen nicht erst lange und weitläufig mit einander handeln. Hier nehmen Sie 500 Gulden.“ Der Banquier zog die bewußte Banknote aus seiner Brieftasche und hielt sie dem Kofkamm dicht vor die Augen, als könne er ihn durch Vorzeigung des Geldes am ehesten zum raschen Abschluß des Kaufgeschäftes verlocken.

Schon wollte der Pferdehändler über das zu geringe Gebot grob und bestig auffahren, da fiel sein Blick auf die Banknote und er rief mit rauhem Auflachen: „Was soll ich mit dem Wisch, ich bin froh, daß ich ihn los geworden.“ Es mochte ihm doch etwas komisch vorkommen, daß er dasselbe Papier wieder erhalten sollte, dessen er sich damals schlau entledigt hatte.

„Kennen Sie denn die Banknote?“ fragte Hartenberg, Erstaunen heuchelnd.

„Warum sollte ich nicht!“ murrte der Kofkamm, „mir hat sie der nichtswürdige Kerl, der Wirth vom blauen Engel in Triest angeschmiert. — Richtig, da steht ja noch der Name Pascho drauf. Falsch ist das Papier wirklich nicht, ich hab' mich darnach erkundigt, aber hier unten nimmt Niemand gern solche Wische, oben in Wien hat's freilich damit keine Noth.“

„Vom Wirth des blauen Engel in Triest haben Sie die Banknote?“ fragte Hartenberg weiter, um ganz sicher zu gehen. „Ich wundere mich, daß ein so geriebener Mann wie Sie einen solchen Schein überhaupt annimmt, wenn er dann Mühe und Noth hat, ihn wieder los zu werden.“

Der Pferdehändler blickte geringschätzig auf den Frager und, hätte der Mann nicht eine so vornehme sichere Haltung gehabt, wäre er ihm am liebsten sackgroß gekommen. So aber hielt er sich noch in den Schranken. „Was ist da viel zu wundern! Das bringt's Geschäft so mit sich und wir können uns halters die Scheine nicht aussuchen und müssen schon froh sein, wenn's nicht lauter Fegen sind.“

Der Banquier nickte zustimmend mit dem Kopfe. Es war damals für Oesterreich eine schwere Zeit und das baare Geld wie vom Erdboden verschwunden. Papiere aller Gattungen und Farben wanderten von Hand zu Hand, oft in Stücke getheilt und Jeder war froh, wenn er heut die erbärmlichen Zettelchen los wurde, um morgen vielleicht noch schlechtere zu erhalten. Hohe Banknoten besonders waren Niemandem angenehm, und wer darauf noch die kleinste Summe herauszahlen sollte, der verzichtete lieber auf den Abschluß des Geschäfts.

Nur die Leichtlebigkeit und Sorglosigkeit, die dem Oesterreicher eigenthümlich ist, ermöglichte es, daß solche ganz unhaltbaren Geldzustände überhaupt ertragen wurden. Der alte Kofkamm hatte deshalb mit seiner Auseinandersetzung vollkommen Recht.

Banquier Hartenberg hatte aber jetzt erfahren, was er eigentlich wissen wollte; er zog seinen Hut, grüßte freundlich und zur nicht geringen Verwunderung des Pferdehändlers entfernte er sich rasch, ohne den Handel über den braunen Wallach fortzusetzen. Der Alte murmelte eine Menge Verwünschungen in den Bart, die jener ruhig in den Kauf genommen, selbst wenn er sie auch gehört hätte.

Also noch Triest — sagte sich der Banquier und er mußte selbst darüber lächeln, wie ihn die Banknote immer weiter und weiter lockte. Zum Glück war ihm ja der leitende Faden noch nicht entschlüpft und er wollte alles dran wenden, ihn festzuhalten.

Der nächste Zug führte Banquier Hartenberg

nach Triest und er stieg im Gasthof zum blauen Engel ab, der auf ihn einen weit bessern Eindruck machte, als er erwartet hatte, da er geglaubt, daß dort nur Leute des niedersten Standes verkehren würden. Im Gegentheil, der blaue Engel schien zu den vornehmsten Gasthöfen der Stadt zu gehören, zeigte eine gewisse Eleganz und für das Hotel einer Stadt, die bereits mit ihren Bewohnern und Zuständen stark an Italien erinnert, eine ungewöhnliche Reinlichkeit.

Der Besitzer des blauen Engel war aber auch ein mustergiltiger Wirth. Aufmerksam, liebenswürdig gegen die Fremden, schien der kleine bewegliche Mann sich vervielfältigen zu können; er war überall, um nach dem Rechten zu sehen, seine Leute zu überwachen und in Ordnung zu halten und dabei fand er immer noch Zeit, mit Jedem, der ihm in den Weg kam, freundlich zu plaudern, ihm eine Artigkeit zu sagen oder einen Wunsch abzusehen, für dessen augenblickliche Erfüllung er dann auch zu sorgen verstand.

Monsieur Picard war geborener Franzose, hatte sich als Kellner beinahe in allen Hauptstädten Europas herumgerummelt und war vor mehreren Jahren nach Triest gekommen, wo er mit seinen Ersparnissen den blauen Engel angekauft, der damals noch zu den armseligsten Gasthöfen der Stadt gehörte und dem er durch seine Umsicht und Gewandtheit bald zu Ansehen zu verhelfen wußte.

Jetzt war der kleine Monsieur Picard schon ein gemachter Mann, der zu den reichsten Hotelwirthen Triests gehörte und trotzdem von seiner ächt französischen Höflichkeit noch nichts eingebüßt hatte.

Auch Banquier Hartenberg wurde von der außerordentlichen Liebenswürdigkeit Monsieur Picard's rasch gewonnen und nachdem er ein köstliches Frühstück eingenommen hatte, beschloß er, gleich auf sein Ziel los zu gehen, da der aufmerksame Wirth selbst auf sein Zimmer kam, um nach seinen weiteren Befehlen zu fragen. „Wissen Sie sich vielleicht noch auf diese Banknote zu besinnen?“ begann Hartenberg sogleich und legte dem Wirth des blauen Engels jenes verhängnißvolle Papier vor, das nun schon so viel Kreuz- und Quersüge durchgemacht hatte.

Das eben noch süße, freundliche Gesicht des kleinen Franzosen erhielt einen etwas säuerlichen Ausdruck; er wollte schon eine ausweichende Antwort geben, aber zuletzt siegte doch sein Ehrgefühl über seine Vorsicht und er sagte rasch mit unerschütterlicher Liebenswürdigkeit: „Vollkommen, Euer Gnaden, denn ich hatte Aerger damit. Unsere hiesigen Kaufleute wollten den Schein nicht annehmen; sie meinten, die Wiener Bank sei ihnen nicht gut genug.“

Jetzt war die Reihe an dem Banquier, sich verstimmt zu zeigen. „Wer kann das sagen?! Das ist eine abscheuliche Verleumdung“, und Hartenberg, der den Ruf jener Bank, der er als Director vorzustehen die Ehre hatte, damit angetastet sah, verlor die kaufmännische Ruhe, die er sonst so gebliffentlich zur Schau stellte.

Mit der Geschmeidigkeit eines Franzosen und eines Gastwirthes suchte Monsieur Picard einzulenken und den Unwillen des Fremden zu beschwichtigen,

denn er sah wohl, daß er ihn mit seiner Aeußerung verletzt haben mußte.

„Verzeihen, Euer Gnaden, ich wollte sie wahrhaftig nicht beleidigen; ich schwage nur nach, was unsere Kaufleute gesagt haben; man ist hier in Geldsachen weit ängstlicher als in Wien.“

Der Banquier hatte bereits seine Ruhe wiedergewonnen. „Dürfte ich Sie fragen, von wem Sie die Banknote erhalten haben?“

„Von einem sehr feinen Herrn“, eiferte Monsieur Picard.

„Und sein Name?“ forschte der Banquier hartnäckig weiter, den diese höchst unbestimmte Auskunft durchaus nicht befriedigte.

„Sie finden ihn auf der Rückseite der Note.“

„Ach, Herr Paul Pasco!“ rief Hartenberg gedehnt.

„Ja wohl, Monsieur Pasco“, stimmte der Wirth des blauen Engels zu und machte eine artige Verbeugung. „Ich hoffe Sie nicht zu beleidigen, wenn ich Ihnen die Wahrheit bekenne, aber damals gerade waren dunkle Gerüchte über jene Wiener Bank verbreitet — unsinnige Gerüchte, Euer Gnaden, ich bin davon überzeugt“ — schaltete Monsieur Picard vorsichtig ein und verbeugte sich noch tiefer, und ich nahm von Herrn Pasco den Schein nur unter der Bedingung, daß er mir für den Betrag aufkommen müsse, wenn die Bank zusammenbrechen sollte, noch eh' ich das Papier aus den Händen bringen konnte.“

„Und das gelang Ihnen?“

Der Wirth des blauen Engels lächelte wohlgefällig; er dachte daran, wie geschickt er es angefangen, um dem alten Weber den bedenklichen Schein aufzuschwagen; dann aber verlängerte sich plötzlich sein Gesicht. Es mußte doch mit der Banknote eine schlimme Bewandniß haben, daß sie der fremde Herr jetzt in der Hand hielt und sich so angelegentlich nach ihr erkundigte. — Vielleicht sollte er sie am Ende zurücknehmen, jetzt, wo der damalige Bürge längst nicht mehr zu erreichen war. „Der Schein ist doch nicht falsch?“ fragte er etwas erschrocken zurück und seine klugen Augen ruhten erwartungsvoll auf den Lippen des Banquiers.

„Durchaus nicht, die Banknote ist ächt und ein ganz gutes Papier“, bestätigte Hartenberg zur großen Erleichterung des Wirthes.

Wenn auch Monsieur Picard den Verlust einer solchen Summe hätte leicht verschmerzen können, war er doch in Geldsachen sehr empfindlich und hielt das Seine mit der Ängstlichkeit eines französischen Bourgeois zusammen.

„Sah sie denn schon so zerlumpt und schmutzig aus, als Sie dieselbe erhielten?“ fragte der Banquier von Neuem.

„Keineswegs“, betheuerte der kleine, bewegliche Mann, der jetzt wieder die Zuverlässigkeit selbst war. „Der alte Weber wird sie wohl so zugerichtet haben, denn der geht mit Banknoten um, wie mit Bündeln Stroh. Als sie mir Herr Pasco einhändigte, sah sie so sauber und neu aus, als sei sie eben erst aus der Bank gekommen.“

„Wer war Herr Pasco?“ fragte der Banquier hartnäckig weiter.

„Ein junger, sehr vornehmer Herr, der mit seinem Freunde ein paar Tage bei mir logirt hat.“

„Wissen Sie sich auf seine Persönlichkeit zu besinnen? Wie sah Herr Paslo aus?“

Der kleine Wirth sann einen Augenblick nach. „Er war ziemlich groß und schlank, hatte prachtvolle Hände und wenn er nicht schon ein Schnurrbartchen gehabt hätte, würde ich ihn leicht für ein Mädchen gehalten haben.“

(Fortsetzung folgt.)

### Mannichfaltiges.

— Fastnacht fällt im laufenden Jahre gerade auf den Schalttag, den 29. Februar. Dieser Fall wiederholt sich erst in ziemlich langen Zeitabschnitten, da er, außer der Eigenschaft des Jahres als Schaltjahr, noch von zwei weiteren Bedingungen abhängig ist: der 16. April des betreffenden Jahres muß als der Ostertag auf einen Sonntag fallen und der erste Sonntag nach dem Vollmonde nach Frühlings-Tag- und Nachtgleiche sein. Demgemäß hat Fastnacht dieselbe merkwürdige Lage im Durchschnitt etwa alle 116 Jahre; zuletzt traf sich's so im Jahre 1724 und von jetzt an wird es erst wieder im Jahre 1944 der Fall sein.

— (Auf Kosten eines Anderen gelebt und doch die Zeche bezahlt.) Aus Glauchau wird dem „Ch. Tgbl.“ eine Geschichte gemeldet, welche beweist, daß der dümmste Gaukler noch immer gläubige Anhänger findet. Bei einem Kohlenhändler in Glauchau, einem ziemlich wohlhabenden Mann, hatte sich vor einiger Zeit Fräulein v. Helbing einlogirt, eine Dame von gutem Aussehen, feinen Manieren, ausgewählter Kleidung und mit der Neigung ausgestattet, gern etwas Gutes zu essen und zu trinken, aber wenig zu arbeiten. Die Dame hatte einiges Geld sehen lassen und vom Besitze sehr vielen Geldes gesprochen; auch hatte sie dem Kohlenhändler ein versiegeltes Packet mit dem Bemerken, daß dasselbe einige tausend Mark enthalte, zur Aufbewahrung in seinem Geldschrank übergeben. Weil sie aber, wie sie sagte, mehr Geld besaß, als der Kohlenhändler, so fand es derselbe ganz der Billigkeit entsprechend, daß nicht er, sondern die Dame den Schlüssel zum Geldschrank führte. In der Familie, mit welcher Fräulein v. Helbing im vertrautesten Umgang lebte, begann nun ein fideles Leben; man kochte, sott, briet, trank und schmauste nach Herzenslust und lebte herrlich und in Freuden. Da die edle Dame die Kosten dieses Schlaraffenlebens aus ihrem Beutel bestritt, so konnte der Kohlenmann keinen Grund entdecken, weshalb er sein Geschäft noch länger hätte betreiben sollen; er hing es an den Nagel. Eine Kindtaufe, welche in diese freudenreiche Zeit fiel, wurde von der Dame prächtig und mit vielem Geschmack ausgerichtet. Es gab aber Leute, welchen die fremde Dame doch nicht so vertrauenerweckend erschien als dem Kohlenhändler, und auf deren Veranlassung wurde der Geldschrank, welchen der Gedachte bis dahin zufolge der Freigebigkeit seiner Schrankgenossin zu frequentiren keine Veranlassung gehabt hatte, einer Inhaltsprüfung unterzogen. Das Ergebnis ist Jedermann erklärlich: die Ersparnisse waren in der bedenklichsten Weise zusammen-

geschmolzen, der Kohlenhändler hatte die genossenen Tafelfreuden mit seinem eigenen Gelde bestritten; der Reservfond aber, das Geldpacket, bestand aus einem wohlversiegelten Ziegelsteine. Jetzt hat nun das Mädchen aus der Fremde, von der man noch nicht weiß, woher sie kam und wie sie heißt, für längere Zeit Gelegenheit, hinter Schloß und Riegel über die Unbeständigkeit des irdischen Glückes nachzudenken. Der Betrogene aber hat sein Kohlengeschäft vom Nagel wieder herabgenommen und betreibt dasselbe nun mit ungeschwächten Kräften weiter.

— (Verschiedener amtlicher Styl.) Nach einer Verfügung des General-Postmeisters Dr. Stephan sind die an denselben zu erstattenden amtlichen Berichte, unter Weglassung des Namens und sonstiger Titel, lediglich mit der äußeren Aufschrift: „An den Kaiserlichen General-Postmeister in Berlin W.“ zu versehen. — So eine preussische Behörde, dagegen höre man einen mecklenburgischen Erlaß: Der mecklenburgische Landtag, bestehend aus Rittern und Bürgermeistern, welcher „umbständig“, wie es im Canzleystyle heißt, in Malchin oder Sternberg zusammentritt, ist diesmal auf den 16. Februar d. J. nach letzterem Landstädtchen einberufen. Von den großherzoglichen Einberufungsschreiben beginnt das schwerinische mit den Worten: „Edle, Beste, Ehrenveste, Ehrsame, liebe Getreue! Wir fügen Euch hiermit gnädigt zu wissen“, und das strelitzsche: „Edle, Beste, auch Ehrenveste und Hochgelahrte, Liebe, Besondere und Getreue! Wir geben Euch hiermit zu vernehmen.“ Dann folgen die Vorlagen, oder, wie es dort heißt, die „capita proponenda“, unter denen die Frage wegen der Verfassungsreform diesmal eine Stelle nicht gefunden hat. — Der Eröffnung des Landtags pflegt eine „Umbfahrt“ um den sogenannten Judenberg vorherzugehen.

— Theodor Wachtel wirkte am Sylvesterabend in New-York in einem Concert in Gilmore's Garden mit, welches Schlag Mitternacht das Centennial-Jahr mit der von 1000 Sängern gesungenen Nationalhymne „The star spangled Banner“ begrüßte. Theodor Wachtel sang darin das 8½ Tacte lange Solo und erhielt für diese Leistung ein Honorar von 1000 Dollars.

— Dover. Der hier eingetroffene neueste belgische Postdampfer traf am Sonnabend Mittag auf der Fahrt hierher etwa 10 Meilen von Ostende ein auf eine Sandbank gerathenes Schiff, aller Wahrscheinlichkeit nach eine norddeutsche Brigg. Auf dem Vordertheil des Schiffes befanden sich 4 Männer, welche sich an das Tauwerk klammerten. Der Dampfer fuhr 4 oder 5 Mal um das Wrack herum, konnte aber nicht an die Leute herankommen, weil die See zu hoch ging und war schließlich zu dem großen Bedauern des Kapitäns gezwungen, die Rettungsversuche aufzugeben und seine Fahrt fortzusetzen. Man befürchtet, daß die unglückliche Mannschaft des gestrandeten Schiffes bald nachher von den Fluthen weggespült wurde, da die See im Steigen war.

Druck und Verlag von Friedrich Man, redigirt unter Verantwortlichkeit von Emil May in Bischofswerda.